

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 15

Artikel: Schuster Jakob
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dornigen Büschen sitzen eingeschrumpfte Hagenbutten und vertrocknete Beeren vom vergangenen Jahr. Und die Lichter, die auf dem Boden spielen, sind immer noch die Reflexe eines Wolkenhimmels, der heute oder morgen wieder körnige Schneeschauer entsenden kann. Wochen werden vergehen, ehe durch die dichtgescharten Reihen der Bäume jenes grüngoldene Schimmern geht, wie es schöner und einzigartiger nirgends vorkommt als in den Buchenwäldern auf lockerm Juragestein.

Dann wird der Frühling vollenden, was er heute so schüchtern mit Schneeglöckchen, Seidelbast und Anemonen beginnt; er wird Hunderte von Wunderblumen in den Maienwald werfen: die stolze Purpurorchis und das feenhafte Waldbögelein, die Kiemenzunge und den braungoldenen Frauenschuh. Die Kinder werden sich tummeln in den Maiglöckchenfeldern, und die Erwachsenen anbetend stillestehen vor der zaubri-

schen Schönheit des Diptamstrauches. Und es wird ringsum nach Blumen, tropfendem Harz und besonnerter Erde duften...

Daß es schon Maienzeit wäre, daß ich schon morgen mitten in der Lustbarkeit dieser Wälder wandeln könnte, auf jenen geheimnisreichen verborgenen Pfaden, die nur die Grenzwächter und die passionierten Waldgänger kennen, die überschüttet sind vom Gold der Krontwicken und vom Widerschein der blauen Akelei! Geduld, mein Herz, es wird Morgen werden; denn alle diese Kostbarkeiten schlafen bereits in flaumigen Knospenhüllen oder pochen mit zartem Finger leise, leise an die Pforten der Erde. Geduld, und begnüge dich heute mit dem, was der zaudernde Anfang des Lenzes dir beschert! Alles Schöne will erdauert werden — und in seiner frohen Erwartung schon liegt der süße Vorgesmack gnadenreicher Erfüllung.

Schuster Jakob

Man mochte an der winzigen Werkstatt in der grauen Gasse vorübergehen, wann man wollte, stets konnte man Jakob auf seinem Schemel sitzen sehen, einen Schuh zwischen die Knie geklemmt und fleißig drauflos arbeitend. Schon frühmorgens saß er in seiner gutgehenden Klinik für invalide Fußbekleidungen, und abends, wenn anderer Leute Hände längst Feierabend hielten, hämmerte, nähte und klebte er noch so munter an schiefen Absätzen und dünnengelassenen Sohlen herum, als gäbe es keine schönere Beschäftigung auf der Welt. Dabei war Jakob noch lange kein alter Mann, der nichts anderes zu tun weiß, als zu arbeiten, im Gegenteil, mit seinen knapp vierzig Jahren stand er im besten Alter, wo man ans Leben noch eine recht ansehnliche Reihe von Wünschen zu richten hat.

Für Jakobs unermüdlichen Fleiß gab es mehrere Gründe. Er kam aus einer armen, kinderreichen Familie und wußte, was Hunger und Entbehrungen bedeuten. In der Schule galt er als langsamster Bursche, und daher mußte er Jahre hindurch aus dem Munde seiner Lehrer

dauernd die schwarze Prophezeiung vernehmen, daß aus ihm nie etwas würde, außer ein Vagabund. Als er in die Lehre kam, verfluchte der Meister das ganze Dasein, weil es ihm den dümmsten Bengel auf Gottes Erde in die Werkstatt geschickt, der es nie lernen würde, nur einen einzigen Schuh wieder tragbar zu machen. Durch die Gesellenjahre holperte die gleiche Melodie. Keiner war mit ihm zufrieden, keiner behielt ihn länger als ein halbes Jahr. Was Wunder, daß Jakob kein Selbstvertrauen besaß und beständig in der Angst lebte, er könnte eines Tages auf der Landstraße lustwandeln müssen, in Begleitung zweier Gesellen, des hohlwangigen Hungers und seiner Schwester mit Namen Elend.

Jakob wußte nicht, daß er bloß das Opfer seiner Mitmenschen war, seiner Lehrer und Meister, die sich ganz einfach darin gefielen, an seiner stillen, bescheidenen Art ihren Ärger oder Übermut zu fühlen. Jakob war kein einfältiger Schüler oder zählte gar zu den trägen, und Schuhe flicken konnte er bald ebenso gut, wie der Meister selber, aber eben, er verstand nicht, sich zu weh-

ren, was jedermann schnell bemerkte und auszu-
beuten wußte. Wenn die Meister ihn jeweils bald
wieder fortschickten, so nur deswegen, weil er tat-
sächlich langsam arbeitete, aber dafür mit einer
Gründlichkeit, die jeder Ehrliche nur loben konnte.
Doch die Arbeitgeber wollten schnell und viel
Geld verdienen, wenn die Sohlen nur hielten,
was brauchten sie zu glänzen wie ein neues Stie-
felpaar. Und besonders wütend wurde jeder Mei-
ster, wenn er Jakob zusehen mußte, wie solide
und liebevoll er vor allem die Schühlein von
Kindern reparierte, just diese, an denen fast nichts
zu verdienen war. Manch einer sah da nicht lange
zu, sondern riß ihm das Dingelchen aus der Hand
und jagte ihn zum Teufel, wo er gefälligst die
Schuhe dieses gehörnten Herrn besohlen mochte.
Aber Jakob konnte von seiner vielgeschmähten
Tugend nicht lassen, da er ein Herz gerade für
diese kleinen Schuhpatienten besaß. Er hatte es
einst selber erfahren, wie schnell junge Füße ein
Sohlenpaar durchbrachten und wie bitter es tat,
wenn an nassen Tagen die Strümpfe feucht wur-
den, ein Schnupfen die Folge war oder eine böse
Influenza. Jedem Schühlein sah er an, woher es
kam. Und je elender eines aussah, desto freund-
licher streichelte es sein Blick, desto länger und
eifriger behielt er es in Arbeit.

Eines Tages kaufte Jakob mit seinem erspar-
ten Geld die Werkstatt eines heruntergekommen-
nen Mannes. Es war ganz selbstverständlich, daß
Jakob bei diesem Geschäft tüchtig übers Ohr ge-
hauen wurde. Statt sich auf die hinteren Beine
zu stellen und den ehrlichen Preis für die Reste
des verfrachten Unternehmens zu erstreiten, sagte
er fröhlich Ja und Amen, unterzeichnete den Be-
trag und zog munter in die graue Gasse ein.
Wäre Jakob nicht so bedürfnislos gewesen und
dazu ein grundehrlicher Arbeiter, so hätte er
schon in kurzer Zeit wieder Abschied nehmen kön-
nen; denn der Vorgänger hatte mit der Kund-
schaft so gründlich ausgeräumt, daß es schien, die
Welt liefe nur noch barfuß herum. Mit Geduld,
Wurst und Brot verharrte Jakob die Monate der
Trockenheit. Dann bekam er allmählich wieder
einige Schuhe zu sehen. Die Leute merkten nach
und nach, daß der ehemalige Besitzer tatsächlich
verschwunden war und ein neuer auf dem Sche-
mel saß.

Nachdem so das Schlimmste überwunden und
Jakob ein bißchen aufatmen konnte, widmete er
sein treues Herz erneut den rührenden Zwergen
seiner Patientenschaft. Wenn er durch die holpe-
rige Gasse ein Trippeln gehen hörte, ging ein
Lächeln über sein Gesicht. Und öffnete sich dann
die Tür zu seiner Bude, so nickte er wie ein Vater
dem kleinen Menschenkind zu und nahm die
Schühlein oder Sandalen dankbar wie ein Ge-
schenk entgegen. Wenn es einmal eilte, und es
eilte im Herbst und Winter recht oft, so warf er
den großen Schuh, der gerade von seinen Händen
gesund geklopft wurde, in weitem Bogen von sich
und widmete seine ganze Kunst unverzüglich dem
pressanten Patienten.

Nun Jakob selber Meister war, durfte er tun
und lassen, was er wollte. Und er machte ausgie-
big davon Gebrauch. Die Preise für seine Be-
handlungen richteten er völlig nach seinem Ge-
schmack. Wo es Not tat, hielt er sie immer niedri-
ger als die anderen Herren Kollegen. Ein mise-
rabler Rechner war er jedoch, wenn es um die
ganz schiefen und löchrigen seiner Lieblinge ging.
Da wirtschaftete er Gewinne heraus, daß die
Mütter des ganzen Quartiers die Köpfe schüttel-
ten über seine Schusterweisheit. Manch neube-
wehrtes Pärchen ließ er sogar unentgeltlich lau-
fen und fragte später nie nach seinem Honorar,
so wenig wie ein richtiger Arzt, der über seinen
Beruf hinaus noch etwas anderes begriffen hat.

Trotz dieser Mißwirtschaft gelangte Jakob im
Lauf der Jahre zu einem netten Wohlstand, zu
seinem eigenen Erstaunen. Die Zeit der Dörr-
wurst war endgültig vorbei und zugleich die Angst
vor der Landstraße und ähnlichen Prophe-
zeiungen.

Doch kaum hatten sich diese Übel verabschiedet,
umlagerte ein neues seine Existenz. Da sich seine
Backen nun gerundet, der Magen immer zufried-
den war, verlangte auch die Seele ihr Teil. Im-
mer öfter meldete sie ihre Ansprüche, bis sie
schließlich ungeduldig wurde und in böse Klagen
ausbrach über die ewige Frostluft des Allein-
seins. Was taugte ein Wohlergehen, wenn man
es nur selbstfüchtig wie ein Hamster genoß? Teil-
en mußte man können, sonst schlich der Überdruß
herbei und die Farben des Daseins verblichen.
Doch Jakob war nichts als ein bescheidener

Schuster, der erst abends spät aus der Werkstatt kam, wenn die Sonne zur Ruhe gegangen und die Stadt schon wie ausgestorben schien.

Aber wenn das Schicksal bestimmt hat, daß irgend wohin das Glück gehört, dann mag einer noch so versteckt leben, es findet ihn unweigerlich.

In Jakobs Klinik erschien immer wieder ein hartnäckiges kleines Paar, das eigentlich längst soweit war, daß man ihm hätte sagen müssen, alles Irdische sei vergänglich. Jedesmal nahm Jakob seine ganze Kunst zusammen, um diese bittere Wahrheit noch einmal zu umgehen. Und weil seine Freude über das Gelingen jedesmal groß war, vergaß er die kleine Rechnung so gründlich, daß eines Tages die Beschwerde in aller Freundlichkeit in der Werkstatt stand, sanft, und wundersam enttäuscht von erst dreißigjähriger Lebensreise, daß Jakob von seinem Schemel hochschnellte und eine Verbeugung machte.

Es war ganz einfach. Die Kinderschuhe hatten in einer benachbarten Gasse, hoch oben unterm Dach so kräftig zu reden verstanden, daß eine längst zugeschüttete Seele sich wieder regte und den Wunsch empfand, einmal Nachschau zu halten.

Jakob und die blasser Frau brauchten sich nichts

zu erzählen, sie kamen beide aus der gleichen Region, wo es immer ungemütlich war. Aber Jakob hatte entweichen können, während die junge Geschiedene immer schlimmer den Wind blasen fühlte. Statt robuster oder gleichgültiger zu werden, damit alles ein bißchen erträglich aussah, war das Herz weich und verwundbar geblieben. Ein heftiger Frost noch, und es starb.

Nun stand sie da und blickte Jakob an. So also sah er aus, dieser Vergessliche. Sie hatte an einen Buckligen gedacht, einen Kranken oder Gedächtnisarmen. Dies alles war Jakob gar nicht, im Gegenteil, schön aufrecht, gesund und mit tüchtigem Erinnerungsvermögen. Er besaß nur einen Nachteil, die große Schüchternheit der einfältig gebliebenen Herzen.

Als der Frühling seine ersten Sonnenstrahlen in die graue Gasse schickte, da blieb Jakobs Werkstatt drei volle Tage geschlossen. Am ersten Tage saß er feierlich in einer Kutsche und besah sich den Lenz einmal außerhalb der Stadt. Am zweiten sah man ihn einen Karren voll Möbel durch die Gassen schieben, und am dritten saß er von früh bis spät an einem schön gedeckten Tisch, lächelte und staunte immer von neuem, wie abwechslungsreich das Leben ist.

Meine Begegnung mit Hilde

Herm. Habicht

An meiner Straße stand Hilde, blond, schön gewachsen und blauäugig. Hildes Wege und die meinen kreuzten sich wieder und wieder. Wir begegneten einander in der Natur, im Kaffee und im Ballsaal.

Da war das Schulhaus, und das Schulhaus war nüchtern. Und da war Hilde, und Hilde war sinnig, klug und aufgeschlossen. Durch Hof, Garten und Klassenzimmer schritt leichten Schrittes die junge Lehrerin. Wenn Hilde auf die Straße hinausstrat, so sagten die Bauern zu denen, die es noch nicht wußten: „Das ist Fräulein Hilde, unsere Dorfschullehrerin.“

Es war Sommer. Die Lerchen jubelten, der Pirol sang, und im Hollunderbusch schlug die Drossel. Die Ähren wogten weit, und als es Nacht wurde, war das Dorf erfüllt vom Quaken

der Frösche, die in den überschwemmten Rheinwiesen saßen. In den Nebbergen musizierten ununterbrochen die Grillen, die vielen süßen Wein geigerlein. Der Fluß rauschte und sang. Auch die Bäume sangen. Hilde und ich gingen Arm in Arm.

Eng umschlungen saßen wir zusammen im nächtlichen Schulhaus. Die Dorfuhre schlug die Stunden, und über den Bauernhöfen schnarchte die Nacht. „Herzensfreundin“ raunte ich leise in Hildes Ohr. „Herzensfreund“ kam es ebenso von ihren Lippen zurück.

Noch weiß ich nicht, ob Hilde mit mir als meine Gefährtin durchs Leben gehen wird. Aber auch wenn sich unsere Wege wieder trennen sollten, lebt Hilde in mir weiter als Sinnbild für das tiefe, raunende unendlich herrliche Leben.